

Die Sehnsucht nach dem Süden

»Sehnsucht nach Italien« – so nannte Ludwig Tieck seine Verse, die er in den »Herzensergießungen« seines Freundes Wackenroder 1797 veröffentlichte¹; es war die Sehnsucht des jungen Ich-Erzählers, sich in Italien zum Künstler auszubilden. Gemeint war zwar das Studium der großen italienischen Malerei und nicht das der antiken Werke, die in der Opposition gegen die Klassik ausgeschlossen waren, doch wird in den allgemein gehaltenen Worten Italien »das gelobte Land der Kunst« genannt, die »Kunstheimat« schlechthin. Es war aber auch die Sehnsucht nach den »schönen hellen Gegenden«, die in der »Seele« aufsteigen und »in allen Träumen erscheinen«. So sind hier in nuce verschiedene Topoi vereinigt, die im Denken späterer Italien-Reisender bedeutend wurden: das Interesse an großer Kunst, einschließlich dann der Werke der Antike wie auch der der mittelalterlichen Malerei, und der Wunsch nach schöner, sonnenbeschiedener Natur, die Herz und Seele erfreut – Dinge, die erträumt werden und so jene emotionale Kraft entwickeln können, die reale Schwierigkeiten – und die gab es beträchtlich – überwinden hilft. In der Zeit der Empfindsamkeit und der frühen Romantik waren die Reisenden aus dem Norden von Gedanken, Vorstellungen und Wünschen erfüllt, die sich grundlegend von denen der Italien-Fahrer in früheren Zeiten unterschieden.

Einer der ältesten Topoi der Romfahrten bildete der Zug von gläubigen Christen zu den heiligen Stätten. Pilgerreisen wurden im Mittelalter oft organisiert – und das in verstärktem Maße, nachdem 1300 die sog. Jubeljahre eingeführt worden waren. Seit dem 15. Jahrhundert fuhrten Humanisten aus dem Norden zu den Quellen klassischen Bildungsguts, in späteren Jahrhunderten folgten Gelehrte aus ähnlichen Beweggründen, im 18. Jahrhundert schließlich entdeckten Archäologen Italien als Forschungsstätte. Sie alle hatten kaum einen Blick für die speziell italienische Kunst, für Malerei in Öl oder al fresco. Auch die »Kavaliere« interessierten sich auf ihrer »grand tour« kaum für Kunst und Kultur; bittere Erfahrung spricht aus Winckelmanns galliger Bemerkung »denn alle Cavalier kommen als Narren hier und gehen

als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdient nicht, daß man sie unterrichte und lehre.«² Eine eigene Gruppe war die der bildenden Künstler. Ihnen galt Italien schon seit Jahrhunderten als die hohe Schule, die eigentlich jeder Maler besucht haben sollte. Es war das »Verdienst der reiselustigen und reisegeübten Engländer« im 18. Jahrhundert, auch den anderen Reisenden die Augen für die großen Kunstwerke Italiens geöffnet zu haben³. Unter ihnen sollte dem Schriftsteller Laurence Sterne besondere Bedeutung zukommen, als er seine Reiseberichte als »Sentimental journey« 1768 veröffentlichte. Als Lessing seinem Freunde Johann Joachim Bode bei dessen Übersetzung ins Deutsche empfahl, für das englische Adjektiv im Titel das deutsche »Empfindsam« zu wählen⁴, dürfte er kaum geahnt haben, dass Literaturhistoriker daraus später einen Epochenbegriff bilden würden. Die »empfindsamen« Italien-Reisenden suchten die »Heimat freien Menschentums und landschaftlicher Schönheit«⁵. Sie begeisterten sich für die von Menschenhand unberührte Natur, »entdeckten« den Lago Maggiore mit den beeindruckenden Bergkulissen und die Campagna, das bisher als wüst verschrieene Umland Roms, und es erwachte ein spezifischer Sinn für sog. Ruinenromantik. »Die Neigung zum Sentimentalen verschmilzt mit dem Sinn für das Pittoreske, Natursehnsucht mit Vergänglichkeitsgefühl. Die römische Ruine wird zum klassischen Symbol dieser Stimmungen.«⁶

Die Hingabe an diese Stimmungen dürfte in der Realität oft genug mit höchst ernüchternden Erfahrungen im italienischen Alltag konfrontiert worden sein. Und hier waren es zunächst einmal die Schwierigkeiten, die sich aus der politischen Zersplitterung Italiens ergaben.

Politische Verhältnisse in Italien nach 1815

Auf dem Wiener Kongress war die alte Staatenordnung Italiens im Prinzip wiederhergestellt worden, allerdings mit einigen bedeutenden Abweichungen von den vor-napoleonischen Verhältnissen: so blieb den alten Stadt-

republiken Genua und Venedig die frühere politische Eigenständigkeit versagt. Nachdem Österreich im Frieden von Campo Formio 1797 mit dem venezianischen Staat dafür entschädigt worden war, dass es die Lombardei an Napoleon hatte abtreten müssen, behielt es nun die Seerepublik und vereinigte sie mit dem zurückgegebenen mailändischen Territorium zum »Lombardo-venetianischen Königreich«; an seiner Spitze stand zwar ein habsburgischer Vizekönig, doch hatte das Land nicht einmal den Anschein einer gewissen Selbstständigkeit, da es direkt von Wien aus regiert wurde. Im Westen schloss sich das von den Savoyern geführte Königreich Piemont-Sardinien an, das um Ligurien und Genua vergrößert wurde. Im Süden grenzten an die Lombardei die Herzogtümer Parma und Modena. Parma wurde der Habsburger Prinzessin Marie-Louise überlassen, die 1810 mit Napoleon verheiratet worden war, und ging nach ihrem Tod 1847 – entsprechend den Wiener Beschlüssen – an die früheren Herzöge von Bourbon-Parma zurück. Für die Zwischenzeit waren die mit dem Herzogtum Lucca entschädigt worden, das 1847 an Toskana gegeben wurde. Modena fiel an die Herzöge der Nebenlinie Habsburg-Este zurück, Toskana an den habsburgischen Großherzog Ferdinand III. So hatte Metternich die Herrschaft Österreichs in Italien z. T. direkt, z. T. indirekt bis zum wiederhergestellten Kirchenstaat ausgedehnt, darüber hinaus aber auch in diesen hineingetragen, als es im Norden des Patrimonium Petri für zwei Festungen (Ferrara und Comacchio) ein Besatzungsrecht erhielt, von denen aus Interventionen in den Süden ermöglicht wurden. In Neapel schließlich zogen wieder die Bourbonen ein, die sich unter Napoleon auf Sizilien hatten beschränken müssen; mit einem Geheimvertrag band Metternich auch das nun so bezeichnete »Königreich beider Sizilien« an Österreich.

Die Stadt Neapel, deren Bevölkerung während der Cholera-Epidemie Mitte der 30er-Jahre stark dezimiert worden war, hatte um 1845 ca. 400 000 Einwohner, Rom etwa 176 000 (zum Vergleich: in Berlin lebten zu dieser Zeit etwa 350 000 Einwohner).

Die vielen Grenzen in Italien hatten entsprechende Kontrollen zur Folge. Voraussetzung für einen Reisenden war ein gültiger Pass, den man sich von seiner heimatlichen Regierung ausstellen lassen musste⁷. Vor Grenzübertritt in das nächste Land benötigte man ein

entsprechendes Visum, das von den Gesandtschaften oder Konsulaten erteilt wurde. Fehlte dieses, konnten sich ernsthafte Schwierigkeiten ergeben. So erging es der Familie Hensel 1845 beim Übergang vom österreichischen Venetien in den Kirchenstaat: hier wurden sie zwei Stunden lang festgehalten, weil das Visum des päpstlichen Nuntius fehlte; und als sie gegen Mitternacht in Bologna ankamen, musste Wilhelm Hensel unverzüglich den Polizeidirektor aufsuchen, um am nächsten Tag weiterreisen zu können.

Bei Eintritt in eine Stadt wurde dem Reisenden der Pass abgefordert und auf ergänzenden Blättern der entsprechende Sichtvermerk eingetragen – an Hand eines solchen Blattes, wie es aus dem Besitz Felix Mendelssohn Bartholdys aus dem Herbst 1830 erhalten ist (s. Kat.-Nr. 23), lässt sich dann leicht der Reiseverlauf rekonstruieren. Ein zeitgenössischer Reiseführer schreibt: »Bleibt man an dem Ort, wo der Pass abgefordert worden, [für mehrere Tage,] so braucht man am Thor nicht zu warten; einer der Polizeisoldaten bringt ihn in das vom Reisenden bezeichnete Wirthshaus und erhält dafür ein kleines Geschenk. An der Barrière oder am Thor ist man nicht verpflichtet etwas zu zahlen, von wie dringender Zumuthung auch oft die Zurückgabe des Passes begleitet wird.«⁸

Kontrolliert wurden bei einem Grenzübertritt natürlich nicht nur die Reise-Papiere, sondern auch das Gepäck – insbesondere nach »Contrebande«, wie Heinrich Heine einmal verbotene Bücher bezeichnete. Was verboten war, richtete sich im Zweifelsfalle nach dem Bildungsstand der Polizisten: so konnte es vorkommen, dass auch geschriebene Noten als staatsgefährdend betrachtet wurden, wenn man sie nicht lesen konnte. Felix Mendelssohn musste es 1830 in Venedig erleben, dass alle seine eigenhändigen Noten-Manuskripte beschlagnahmt wurden – und nur mit großer Mühe gelangte er in Rom, erst Wochen später, wieder in deren Besitz. Briefe, denen Noten beigelegt waren, wurden gelegentlich von der Post-Zensur einbehalten und nicht befördert – und da es noch nicht üblich war, einen Absender auf dem Umschlag zu notieren, konnten sie dem auch nicht zurückgegeben werden⁹. Auch wenn Noten direkt im Brief eingetragen waren, musste man des Verlustes gewärtig sein¹⁰. Dieser Tatsache eingedenk, wies Fanny Hensel ihre Schwester Rebecka in einem Brief 1840 aus Rom, in dem sie eine Brief-Abschrift von des Bru-

ders Felix Beschreibungen der österlichen Musiken im Petersdom erbat, ausdrücklich darauf hin, Noten in Buchstaben zu schreiben, um eine mögliche Konfiszierung zu vermeiden.

Und natürlich war es ratsam, sich in seinem Tagebuch keine Notizen über politische Verhältnisse zu machen; dringend empfohlen war es auch, in Briefen politische Gegenstände zu vermeiden – so haben auch die Mendelssohns in ihren Briefen aus Italien den Bereich der Politik gänzlich ausgespart, was heute zu keinen Fehlschlüssen Anlass geben sollte.

Die Mendelssohns in Italien

Moses Mendelssohns Enkel Johannes Veit war der erste aus der Familie, der nach Italien reiste – und sich als Maler dort bald so heimisch fühlte, dass er zeit seines Lebens in Rom geblieben und dort (in der Chiesa del Gesù) auch begraben ist. Sein Bruder Philipp folgte ihm einige Jahre später – bald nachdem Jacob Ludwig Salomo Bartholdy, der Bruder Lea Mendelssohns, als Diplomat in preußischen Diensten in Rom seine Amtsgeschäfte aufgenommen hatte. Als dann Dorothea Schlegel, die Mutter der beiden Maler, 1818 in die Ewige Stadt kam, um ihre Söhne zu besuchen, gab es dort schon eine kleine familiäre »Kolonie«. Benjamin Mendelssohn, der Cousin der beiden Maler, hatte seinen Aufenthalt im Süden zwar in Zusammenhang mit seinen wissenschaftlichen Studien geplant, aber größtenteils auch als allgemeine Bildungsreise organisiert – allerdings nur in einer verkürzten Reiseroute, da er in Florenz wieder umkehrte. Als der Maler Wilhelm Hensel seine Studienreise nach Rom antrat, stand der Termin seiner Rückkehr auch schon fest: dies ergab sich zwangsläufig aus der Begrenzung des königlichen Stipendiums; anders war es bei den Maler-Brüdern Veit, deren Aufenthalt vom Vater Simon Veit finanziert wurde, wobei die Dauer des Aufenthalts nicht von vornherein bestimmt war.

Für Abraham Mendelssohn Bartholdy scheint Bildung durch Reisen ein Erziehungsgrundsatz gewesen zu sein, der im Wesentlichen wohl durch seinen eigenen mehrjährigen Aufenthalt in Paris geprägt worden ist. Mit seiner ganzen Familie war er 1812 in Wien, 1816 dann mehrere Monate in der französischen Hauptstadt gewesen; und nachdem er zum Jahresende 1821 aus der

familiären Bank ausgeschieden war, reiste die Familie im Sommer 1822 mit dem Hauslehrer Heyse, zwei Cousinen von Lea und einigen Diensthofen in die Schweiz. Am Fuße des St. Gotthard kehrte die kleine Karawane um – sehr zum Leidwesen der Tochter Fanny, die von großer Sehnsucht nach Italien erfüllt war. Als die Familie bald danach vom Genfer See aus noch ein Stück das Rhône-Tal hinauffuhr, flammte Fannys Hoffnung noch einmal auf – doch die Eltern ließen sich nicht erweichen. 21 Jahre später erinnerte sich Rebecka, die damals elf Jahre alt gewesen war, an diese Szene, als sie über diese Route nach Italien fuhr, und sie schrieb auch ihrer Schwester darüber – es waren prägende Kindheitserlebnisse; Längst-Vergangenes blieb in der Familie lebendig.

Als dann 1828/29 über des Bruders Felix Studienreise gesprochen wurde, diskutierten die Geschwister auch eine Reise der ganzen Familie in den Süden – nun unter der Führung von Wilhelm Hensel, der als Bräutigam Fannys inzwischen zur Familie gehörte und nach seiner Rückkehr aus Rom als der genuine Cicerone galt. Doch Felix reiste 1829 zunächst allein nach London. Im Briefwechsel zwischen England und Berlin wird zwar auch mehrfach eine italienische Reise thematisiert, doch ohne konkrete Ergebnisse. Nach seiner Rückkehr blieben die Pläne im Vagen. Ende Januar 1830 hatte Wilhelm Hensel wegen einer Beurlaubung im Ministerium bereits vorgeschlagen, der Arzt hatte wegen Fannys Schwangerschaft keine Bedenken erhoben, nur die reiseunwillige Mutter galt es noch zu überreden – mit negativem Erfolg. »Alles was wir uns von Wüthen erwartet hatten, ward bei Weitem durch die Wirklichkeit übertroffen«, notierte Fanny resignierend in ihrem Tagebuch (1. Februar 1830), »Vater hatte den Muth verloren und ließ uns im Stich«. So trat Felix im Mai 1830 allein die Reise in den Süden an. Nach der Geburt ihres Sohnes Sebastian im Juni 1830 dachte Fanny aber noch ernsthaft daran, dass sich die ganze Familie mit Felix in Italien würde treffen können, doch verhinderten das äußere Umstände, »von denen die entsetzliche Abneigung der Eltern nur Einer war« (Tagebuch 4. März 1831). Der Plan einer Familien-Reise, ähnlich der 1822 in die Schweiz, wie er von der familiär-häuslich denkenden Fanny favorisiert wurde, ließ sich nicht realisieren. Felix war 1832 nach mehr als zweijähriger Abwesenheit ins Elternhaus zurückgekehrt und begab sich im Jahr darauf in seine berufliche Eigenständigkeit (als Musikdirektor in Düsseldorf); in der Zwischenzeit

hatten auch die beiden jüngeren Geschwister geheiratet. 1835 starb der Vater. So hatte sich das enge Familienband im Laufe der Jahre gelockert und verändert, die Möglichkeit großer gemeinsamer Unternehmungen war wie von selbst in große Ferne gerückt. Fanny und Wilhelm Hensel haben zwar in diesen Jahren den Plan einer Reise in den Süden nie aufgegeben, aber sie mussten ihn vor Anderem immer wieder zurückstellen. Erst 1839 konnten sie – nun zusammen mit dem inzwischen neunjährigen Sohn – nach Italien aufbrechen.

Als Abraham Mendelssohn 1830 seinen Sohn Felix nach Italien schickte, dachte er an die damals übliche Bildungsreise, auf der aber für den jungen Komponisten die Erweiterung seines »musikalischen« Horizonts durchaus im Vordergrund stehen sollte. Als die Hensels 1839 in den Süden fuhren, hatte dies den Charakter einer Kunstreise, auf der für den preußischen Hofmaler in einem weiteren Sinne berufliche Interessen dominierten. Fanny konnte sich endlich ihren Wunsch, den sie seit 1822 hegte, erfüllen: sie bildete sich, genoss Kunst und Kultur, Klima und Landschaft – und sorgte für ihre Familie.

Im Jahre 1843 brach dann auch die jüngere Schwester Rebecka zusammen mit ihrer Familie nach Italien auf. Sie erhoffte sich im warmen Klima eine Besserung für ihre schwache Gesundheit und hat dementsprechend ihre Besichtigungsprogramme offensichtlich auch reduziert. Ihr Mann, der Mathematiker Peter Gustav Lejeune Dirichlet, dürfte beim Ministerium als Begründung für die Beurlaubung von seinen Lehrpflichten an der Universität und der Kriegsschule wohl wissenschaftliche Studien in italienischen Bibliotheken angegeben haben, wie sich aus Briefen Rebeckas nach Berlin erschließen lässt. Als dann die Hensels Anfang 1845 nach Florenz aufbrachen, wollten sie den in Italien erkrankten Dirichlets Hilfe leisten, insbesondere aber auch Rebecka, die schwanger war. Wilhelm Hensel beabsichtigte, nach Modellen Studien anzufertigen, die er für seine Bilder würde verwerten können. So lagen auch hier wieder ganz verschiedene Reise- und Handlungsmotive vor.

So unterschiedlich die Reisen der Geschwister zwischen 1830 und 1845 auch geplant waren und so differenziert sie im Detail gewesen sind, so wurden sie doch gleichsam überfangen von dem familiären Band der intensiven Kommunikation untereinander. Felixens Briefe, die ausführlichsten, die in der Familie aus und

über Italien geschrieben worden sind, bildeten eine Art Basis für die späteren Reiseerlebnisse der beiden Schwestern. Als Fanny nach Italien fuhr, gab Felix ihr noch einige besondere Empfehlungen (s. Kat.-Nr. 41); und Rebecka erinnert sich in Florenz sehr genau an entsprechende Hinweise, die Fanny ihr vor der Abreise gegeben hatte. Fanny bezog sich bei ihrem Bericht über die Musik-Aufführungen während der Karwoche in Rom auf Felixens Schilderungen, Rebecka wiederum auf die entsprechenden Erzählungen Fannys. Felix hatte auch ihr vorher ein »Gebrauchsrezept« geschickt. Als Rebecka nach Italien fuhr, erlebte Fanny zu Hause in Berlin deren Erlebnisse in Erinnerung an die eigene Reise besonders intensiv mit. »Wir seufzen immer wieder wie die Kachelöfen, wenn wir Deine Briefe lesen«, schreibt sie »hinter gefrorenen Scheiben« am 9. Januar 1844 an die Schwester im sonnigen Rom.

Zum Teil reagieren die Geschwister in Italien auch sehr ähnlich. Felix ist an seinem ersten Tag in Venedig ganz »confus«, »denn des Unvergeßlichen hat sich mir in jeder Stunde so viel gezeigt, daß ich nicht weiß, wo ich die Sinne hernehmen soll, um es recht zu begreifen« (Brief vom 11. Oktober 1830). Und Fanny schreibt über ihren ersten Tag in der Lagunenstadt: »Ich erinnere mich in meinem Leben nicht leicht 24 Stunden so viel saisissement Erstaunen, Bewunderung, Rührung, Freude empfunden zu haben, als in diesem wunderbaren Venedig! Seit wir hier sind, habe ich fast noch keine trocknen Augen gehabt« (Brief vom 13. Oktober 1839). Obwohl Rebecka sehr viel nüchterner ist als ihre Geschwister und viel stärker der Ironie zuneigt, öffnet auch sie sich schließlich dem Zauber des Landes; nachdem sie über Domodossola und Mailand Italien erreicht hatte, stellen sich bei ihr auf der Fahrt zwischen Genua und La Spezia entsprechende Empfindungen ein, nur werden sie ohne allen Überschwang referiert: während der Fahrt am Meer hatte sie »so viel Interessantes, Herrliches gesehen«, dass sie noch in Florenz »ganz angegriffen« war (Brief vom 23. September 1843).

Offensichtlich bezog sie sich auf gemeinsame Gespräche, als sie dann an Fanny schrieb: »Du weißt ja wie pianissimo Italien anfängt, und wie es crescendo al fortissimo zugeht, je länger man drin bleibt« (6. Oktober 1843). Den »Pianissimo-Anfang« hatte auch Felix empfunden: »Ich hatte mir den ganzen ersten Eindruck von Italien wie einen Knalleffekt, schlagend, hinreißend gedacht; so

ist es mir bis jetzt nicht erschienen«, er spürte vielmehr »Wärme, Milde und Heiterkeit« (Brief vom 11. Oktober 1830). So ähneln sich die Wahrnehmungen, die sicherlich – auch – durch die Familie vermittelt worden waren.

Auch in anderer Hinsicht reagierten die Geschwister ähnlich: die Atmosphäre Roms empfinden sie als stimulierend für ihre eigenen Arbeiten. »Ich glaube, daß ich noch nie mit so vieler Lust gearbeitet habe«, schreibt Felix an den Vater am 10./11. Dezember, wenngleich er sich eines kompensatorischen Elements dabei sehr wohl bewusst ist (sein Gefühl der »Einsamkeit«, s. S. 43). Als Fanny im Frühjahr 1840 eine Phase psychischer Belastung überwunden hatte, komponierte sie in kurzer Zeit mehrere große Klavierstücke, wenn auch bei ihr noch anderes sich positiv auf ihren Arbeitseifer auswirkte (die Anerkennung seitens der französischen Stipendiaten in der Villa Medici). Ähnlich erging es Wilhelm Hensel und offensichtlich 1843/44 auch Gustav Dirichlet. Allen zusätzlichen Bedingtheiten zum Trotz scheint das spezifische römische »Klima« die Konzentration auf die eigenen Studien und das kreative Schaffenspotenzial in erheblichem Maße gefördert zu haben.

Schließlich stimmten die drei Geschwister auch in ihrem allgemeinen Urteil über Rom überein – sie waren in hohem Maße fasziniert und tief in ihren Gefühlen berührt. Am deutlichsten hat dies Fanny ihrer Schwester gegenüber artikuliert: »Rom ist wirklich ein langsames Gift, oder eine langsame Medizin, wie Du willst, es denke nur Keiner, so geschwind damit fertig zu werden, je mehr man es kennen lernt, um so wunderbarer zieht es an« (Brief vom 30. März 1840). Dem 22-jährigen Felix war es offensichtlich ähnlich ergangen, auch wenn er sein Urteil prosaischer formuliert: »[...] Rom, das doch das Größte von Allem ist und bleibt – man wird da nicht fertig, wenn man erst anfängt [...]« (Brief an Henriette von Pereira-Arnstein vom 3. Juli 1831)¹¹. Und auch Rebecka dachte so.

Von den späteren Reisen der Mendelssohns, nach dem Tode von Fanny und Felix 1847, ist nur wenig überliefert. Für Cécile, Felixens Witwe, und Paul, den jüngeren Bruder, die beide erst in vorgerücktem Alter in den Süden gefahren sind, scheint ein touristisches Interesse ausschlaggebend gewesen zu sein. Für Sebastian Hensel war sein Abstecher 1852 an den Comer See als Teil einer studentischen Exkursion eine Fahrt in die Vergangenheit – die Erinnerung vor allem an die Reise 1839/40 war wohl übermächtig für ihn.

Wie die familiären Erinnerungen in die nächste Generation hineinwirkten, zeigt eine Tagebuch-Eintragung von Flora Dirichlet, die in Florenz 1845 geboren worden war, vom 31. Juli 1867. Sie befand sich auf einer Reise in die Schweiz und musste in Hospenthal umkehren – die ersehnte Weiterfahrt in den Süden war ihr verwehrt, ähnlich wie 45 Jahre vorher ihrer Tante Fanny: »Von hier geht nun die Straße nach Italien, und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen, und hier soll man umkehren. Morgen könnte man im gelobten Lande seyn. Viel an Tante Fanny gedacht, ich freue mich das Buch jetzt zu lesen. Der Weg muß damals doch noch romantischer gewesen seyn, weil er viel schwindliger und gefährlicher war.«¹² Mit dem »Buch« ist Fanny Hensels Tagebuch gemeint, das also in der Familie bekannt war und offensichtlich zur Lektüre auch weitergegeben wurde.

Ambivalenzen

»Mit Italien lebt man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, Morgen in Anbetung; – mit Teutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe« – so charakterisiert Arthur Schopenhauer die Ambivalenz seiner Empfindungen im Jahre 1822¹³. Töne der Schwärmerei werden auch bei den Mendelssohns immer wieder konterkariert von Erlebnissen, die sie als unangenehm empfinden oder sie zornig machen.

Vor allem macht ihnen das Ungeziefer zu schaffen. Aus Domodossola, eben auf italienischem Boden angelangt, berichtet Rebecka: »Bulletin: Sechs Tote, zwanzig geheilt entlassen, Bestand unzählige. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Flöhe sind« (Brief vom 15. September 1843). Schon die Tante Dorothea Schlegel hatte 1818 in ähnlicher Weise geklagt (s. Kat.-Nr. 9). Und Fanny seufzt einmal ihrer Schwester gegenüber: »Ganz kleine Augen habe ich bekommen, beklage mich; seit mich die Mücken in Venedig zerstoichen haben, sind meine Augenlieder dick geblieben« (Brief aus Rom vom 30. März 1840).

Für die Ambivalenz der Empfindungen charakteristisch ist eine Notiz Fannys, in der sie »Flöhe und andre bekannte Zugaben« mit den »Millionen Rosen« der Villa Mills in Rom gleichsam in einem Atemzuge nennt (Brief vom 30./31. Dezember 1839) – das eine ist ohne das andere nicht zu haben.

Uneinheitlich reagieren die Mendelssohns – wie viele andere Reisende auch – auf das Klima in Rom. Einerseits sind die warmen Tage im Dezember für Norddeutsche ungewöhnlich und höchst angenehm; eine als spezifisch römisch empfundene Bläue des Himmels entzückt immer wieder. Felix aber leidet unter dem Klima in den ersten Dezember-Tagen: »nur greift mir die warme Luft namentlich der Scirocco, die Nerven sehr an und ich muß mich hüten Abends spät und viel Clavier zu spielen« (Brief vom 10. Dezember 1830). Unter dem Scirocco in Neapel haben mehr oder weniger alle Reisenden gelitten. Felix fühlte sich »schlaff, unlustig zu was Ernsthaftem, ganz unthätig« (Brief vom 6. Juni 1831) und begründet seinen Eltern so, dass er hier nicht gearbeitet habe. Neun Jahre später empfindet auch Fanny die sommerliche Hitze in der Stadt als ermüdend, aber auf dem »göttlichen Balcon« ihres Hotels ist für sie die Meeresbrise so angenehm, dass sie dort viele Nachmittage und Abende genießt, liest, schreibt und komponiert (Tagebuch-Eintragungen vom 3. Juni und 15. Juli 1840).

Rom in den Sommermonaten war schon in der Antike schwer erträglich. Seit dem Mittelalter bestand außerdem die Gefahr der Erkrankung am »römischen Fieber«, die »aria cattiva« (mal-aria) aus den Pontinischen Sümpfen war gefürchtet¹⁴. Wer es sich leisten konnte, verbrachte die »villeggiatura« in den Sabiner oder Albaner Bergen – daran hatte sich im Laufe der Jahrhunderte nichts geändert. Die Reisenden suchten die Stadt im Juli und August zu meiden – so auch Felix 1831 und die Hensels 1840. Dirichlets glaubten 1844, diese Vorsichtsmaßregel außer Acht lassen zu können – mit negativen Folgen.

Angenehme Eindrücke direkt während der Fahrt wurden immer wieder dadurch relativiert, dass die Reisenden von dem »Vetturin«, dem Lohnkutscher, schlecht behandelt oder betrogen wurden. Auch die Mendelssohns folgten der damals üblichen Praxis, eine Kutsche zu mieten und mit dem Fahrer für die Fahrt, die Mahlzeiten in Gasthäusern unterwegs und Übernachtung in einem Gesamtbetrag zu »akkordieren« – und so konnte ein böswilliger Vetturin billige, also schlechte Wirtshäuser auswählen oder die Fahrt so lange in die Nacht ausdehnen, dass es kein »Nachtstuhl« mehr gab. Obwohl die entsprechenden Berichte meist launig gehalten sind, ist in ihnen doch oft genug noch der inzwischen verrauchte Zorn zu spüren. So schreibt Felix, dass die »ganze Seeligkeit einer Vetturinfahrt in Italien« darin

»besteht, daß man nicht aus der Stelle kommt und dann doch immerfort fährt, weder ißt, noch trinkt, noch schläft, mit Jesuiten zusammensitzt, die auf Ariost und Tasso schelten und sie verbrennen wollen, die Achse gelegentlich bricht, sich mit dem Stock in der Hand Recht schaffen muß und tausend Freuden der Art; ich könnte ein Buch darüber schreiben. Und dabey ist das Merkwürdige, daß man doch immer entzückt ist, mitten im Grimme, das Land ist über alle Begriffe himmlisch« (Brief an Henriette von Pereira-Arnstein vom 3. Juli 1831)¹⁵. Das Wechselbad der Gefühle zwischen dem Ärger über die Vetturini und der Freude über die Kunst, wenn er auf einem Halt unterwegs Kirchen besichtigte, resümiert er am 26. Juni 1831 seinen Eltern gegenüber: »man gerieth von der Empörung ins Entzücken und dann wieder in die Empörung: das ist ein miserabler Zustand«.

Berichte über Betrug und Prellerei sind in allen Reiseberichten der Zeit überliefert und fehlen auch nicht in den Briefen der Mendelssohns. Auch sie erliegen gelegentlich der Gefahr der Verallgemeinerung. Schließlich gab es für pauschale Verurteilungen ein prominentes Vorbild: es war Goethe, der im vierten Venetianischen Epigramm apodiktisch befand: »Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln [Italiens] vergebens«. Wilhelm Müller dagegen hatte in seinem Rom-Buch 1820 sehr differenziert dazu Stellung bezogen¹⁶.

Auch das soziale Elend konterkariert gelegentlich die angenehmen Empfindungen. So schreibt Felix aus Neapel: »bin ich doch schon so weit gekommen mich einmal über die immerwährende, lächelnde Heiterkeit der Natur zu ärgern, als mir auf abgelegenen Spaziergängen überall Bettler entgegenkamen, und einige davon Viertelstunden weit mitgingen« (Brief vom 27. April 1831). Fanny Hensel registriert die allgemeinen schlechten Lebensverhältnisse sehr genau und lässt den Stoßseufzer folgen: »Ach, was könnte aus dem Lande, und auch aus den Menschen drin werden, wenn Gott sich ihrer einmal erbarmen, und ihnen den Mann schicken wollte, den sie brauchen. Es ist ein Thema, über das wir in müßigen Stunden politisieren, was aus der Welt geworden wäre, wenn Napoleon, statt Frankreich, Italien unterworfen, sich dann darauf beschränkt, und von Grund aus organisiert hätte. Ich glaube, Frankreich hätte sich selbst geholfen, und Italien wäre jetzt, was es früher war, das Paradies der Erde« (Brief vom 4. Februar 1840).

Die Haltung der Hochschätzung und Verehrung, die in der Familie Mendelssohn dem Dichter gegenüber eingenommen wurde, dürfte von Abraham begründet worden sein, nachdem er ihm 1797 in Frankfurt am Main von seinem Schwager Simon Veit vorgestellt worden war. Auch sein Bruder Joseph und dessen Ehefrau Henriette haben so empfunden. Joseph beschreibt, wie er im Januar 1817 sich mit der Lektüre des ersten Bandes der italienischen Reisebeschreibung einen genussvollen Abend bereitete.¹⁷ Der erste Band war im Oktober 1816 unter dem Titel »Aus meinem Leben. Zweiter Abteilung Erster Teil« erschienen – er enthält den Bericht bis zum Ende des ersten römischen Aufenthalts –, der zweite Band ein Jahr später (Zweiter Abteilung Zweiter Teil) mit der Schilderung der Stationen Neapel und Sizilien. Diese beiden Teile wurden in der »Ausgabe letzter Hand« 1829 als Bände 27 und 28 neu aufgelegt und erhielten hier erst ihren heute gebräuchlichen Titel »Italienische Reise«; neu war nun der im 29. Band gedruckte Bericht über den zweiten römischen Aufenthalt (ebenfalls 1829).¹⁸

Da Joseph Mendelssohn den ersten Teil schon 1817 gelesen hat, wird auch sein Bruder Abraham die erste Ausgabe besessen haben, und dann wohl bald auch den zweiten Teil. Sicher wird über diese Bücher auch Zelter im Hause Abrahams gesprochen haben. Und sicher wird dabei auch Goethes Einstellung zur Kunst der Antike wie zu der damals »modernen« Malerei zur Sprache gekommen sein, zumal 1817 auch der Aufsatz »Neu-deutsche religios-patriotische Kunst« erschienen war; den hatte als Autor zwar Goethes Freund Heinrich Meyer gezeichnet, jedoch in seinem Geiste geschrieben; Goethe galt allgemein als der Verfasser. Die hier ausformulierte Ablehnung der Malerei der sog. Nazarener stellt das Gegenstück dar zur Verherrlichung der antiken Kunst in den Italien-Büchern. Zelter teilte die Meinung seines Weimarer Freundes; und so wie er ihm gegenüber sich höchst drastisch äußerte (»Ich kann das laxierende Klosterzeug nicht bei mir behalten«¹⁹, Brief an Goethe vom 24. Mai 1817), wird er auch den Mendelssohns seine Ansicht nicht vorenthalten haben. Die Eltern dürften die Anschauungen Goethes und Zelters wohl weitgehend geteilt haben. Fanny, die wahrscheinlich schon in den Zwanzigerjahren die beiden Bände Goethes gele-

sen hat, wird sich wohl erst 1829 vor der Notwendigkeit einer Stellungnahme gesehen haben, als Wilhelm Hensel, der in seinem Stil den Nazarenern zuneigte, aus Rom zurückgekommen war. Möglicherweise hat sie sich aber in dieser Frage gar nicht eindeutig entschieden. Auch sie hat den Dichter verehrt, jedoch rügt sie ihn in ihrem Tagebuch, dass er in Assisi nur an dem Minerva-Tempel interessiert war und nicht an den Fresken in S. Francesco.

Fanny führte Goethes »Reise«-Bücher in Italien mit sich – und so auch Felix; allerdings hat der mit der Lektüre erst Anfang November 1830 in Rom begonnen. Beide Geschwister haben, wie so viele andere deutsche Bildungsreisende auch, den Text als eine Art »Führer« benutzt, obwohl er das gerade nicht ist. Beide haben denn auch in ihren Briefen manchmal kurzerhand auf Goethes Bücher verwiesen, wenn sie ihre eigenen Ausführungen abkürzen wollten. So schreibt Fanny aus Venedig: »Nun müsste ich eigentlich noch näher über unsre 6tägige Reise von Mailand nach Venedig berichten [...], ich will Euch aber im Wesentlichen auf Goethe verweisen, der die Sachen wol beinah so gut beschreibt, als ich es könnte, verändert hat sich in den Orten nicht Vieles«, und auch zu Palladio mögen die Daheimgebliebenen doch bei Goethe nachschlagen, auch sonst heißt es gelegentlich »vergl. Goethe« (Brief vom 13. Oktober 1839). Als Rebecka 1844 in Palermo war, verzichtete auch sie auf genauere Schilderungen, empfahl nur schlicht und einfach, »im Goethe lesen« (Brief vom 9. Mai). In anderem Sinne bemerkte Felix 1830 aus Rom: »alles was er beschreibt, habe ich genau so erlebt, und das ist mir lieb« (Brief vom 8. November 1830) – wobei offen ist, ob seine Worte wirklich so zu interpretieren sind wie er sie notiert, oder ob er sich damit nicht doch nur ausführlichere Beschreibungen den Eltern gegenüber hatte ersparen wollen.

Als eine spezielle Art der Hommage an den Dichter ist es zu werten, wenn Fanny ihren ersten Brief aus Venedig (den erwähnten vom 13. Oktober) mit dem berühmten venezianischen Einleitungssatz Goethes beginnt: »So stand es denn im Buch des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben [...]«. Das glänzende Zitat an der richtigen Stelle – das war mendelssohnsche Briefkunst. Vielleicht ist es aber von Fanny doch auch mit einer leichten Ironie verwendet worden.

Als Felix Mendelssohn im Mai 1830 auf seiner Reise nach Rom bei Goethe in Weimar Station machte, lag die

Auslieferung des dritten Bandes der »Italienischen Reise« etwa ein halbes Jahr zurück, dessen Text unmittelbar davor neu entstanden war. Während der intensiven Wiederbeschäftigung mit den Erlebnissen, die vier Jahrzehnte zurücklagen, dürfte dem Dichter jene Empfindung wieder bewusst geworden sein, die er Eckermann gegenüber in die Worte gekleidet hatte: »ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden«²⁰. Nicht auszuschließen ist, dass der 80-Jährige zu dem jungen Gast auch hierüber gesprochen hat, und nicht auszuschließen, dass der 21-Jährige dann ein solches Diktum wohl nicht recht hat nachvollziehen können. Der Dresdner Schriftsteller Johann von Unger zitiert einen Schweden, der sich 1788 ebenfalls in Rom aufhielt und von der tiefen Ergriffenheit des Dichters vor dessen Abreise berichtete: »O, rief er [Goethe], hier tot zu liegen, das wäre ja schön, unendlich schöner als in Deutschland zu leben«²¹. Dem jungen Mendelssohn ging es da 1831 ganz anders: für ihn gehörte schon mehrere Tage, bevor er abfuhr, »der Winter in Rom« »zu den Erinnerungen« (Brief vom 4. April 1831); und dass ihm der Abschied »sehr schwer geworden«, war doch auch durch »Unruhen und Herumlaufereien« bedingt, die sich zwangsläufig am Ende eines längeren Aufenthalts ergeben (Brief vom 13. April 1831). Es lag wohl auch am Altersunterschied – als Goethe Rom ver-

ließ, befand er sich in seinem 39. Lebensjahr und hatte hier eine entscheidende Wende in seinem Lebensplan vollzogen. Als dann Fanny Hensel die Stadt verließ, stand sie in ihrem 36. Lebensjahr und hatte eine andere Art zu leben kennen und schätzen gelernt. Ähnlich wie der Dichter schied sie unter Tränen, die sie »jeden Tag, vier Wochen vor der Abreise« vergoss (Tagebuch am 10. August 1840). Daran erinnerte sich die 33-jährige Rebecka, als sie am 9. Mai 1844 der Schwester aus Palermo schrieb: Fanny habe »täglich eßlöffelweise geweint«, »ich habe mich ganz anders eingerichtet, ich habe bei Albano [auf einem Ausflug von Rom aus Ende April] angefangen zu weinen und fange erst jetzt an aufzuhören«. Schon am 1. Mai hatte sie geseufzt: »Jetzt bin ich so weit, die Reise [nach Italien] beinahe zu bereuen, man hat schon bittersüße Erinnerungen genug, ohne sie aufzusuchen, warum ladet man sich einen ganzen Pack Sehnsucht so muthwillig noch dazu auf«.

Eine der Bedingungen für die Möglichkeit solch großer Emotionalität lag in der zeitlichen Begrenztheit der Reisen; die Rückkehr stand von vornherein fest, auch wenn deren Termin variabel war. Das Bewusstsein, die Orte wieder verlassen zu müssen, schärft die Aufnahme-fähigkeit für das Besondere und Einmalige; das galt für Goethe, für die Mendelssohns – wie es auch heute noch gilt.



Kat.-Nr. 63